

Englands Großmeister der Angst

GRAHAM MASTERTON

**FLEISCH
& BLUT**

Aus dem Englischen von Heiner Eden

FESTA

Die englische Originalausgabe *Flesh & Blood*
erschien 1994 im Verlag William Heinemann Ltd.
Copyright © 1994 by Graham Masterton

Einmalige Vorzugsausgabe November 2021
Limitiert auf 999 Exemplare
Titelbild: www.sabercore23art.com
Copyright © dieser Ausgabe 2021 by Festa Verlag, Leipzig
Alle Rechte vorbehalten

1

Sie waren noch nicht einmal eine Stunde lang unterwegs, als Terence sagte: »Hier ist es, Kinder.« Er lenkte den Mercury, einen ramponierten schwarzen Kombi, an die Straßenseite, bis er schräg an der Böschung stand, und schaltete den Motor ab.

Emily blickte aus dem Fenster hinaus auf das wilde Weizenfeld und die herumfliegende Spreu und den Himmel, der dunkler war als Daddys Augen.

»Wo sind wir?«, fragte sie ihn. »Wir werden noch *Deep Space Nine* verpassen.« Sie war elf Jahre alt und trug ein gelbes, mit Blümchen bedrucktes Kleid, das ihr eine Nummer zu klein war. Ein Pflaster hielt das Gestell ihrer Brille zusammen. Gummibänder hielten ihr kupferfarbenes Haar zu einem Zopf zusammen.

Neben ihr rührte sich Lisa. Sie öffnete die Augen und runzelte die Stirn. Lisa war neun und blond und hatte dünne Arme und Beine. Sie trug Knöchelsocken und eine vertrackte Zahnsperre, wegen der sie immer lispete. George schlief mit offenem Mund und sabberte auf die Armlehne. George war gerade erst drei und hatte abstehende Ohren.

»Es ist höchste Zeit, Kinder«, sagte Terence mit einem seltsam schiefen Lächeln. »Zeit, das Richtige zu tun.« Er stieg aus dem Kombi und riss die anderen Türen auf. Dann lief er um den Wagen herum und schlug mit der Hand auf das Dach und auf die

Motorhaube. Er war ungeduldig, nervös, konnte nicht stillhalten. »Nun macht schon, Kinder, es ist Zeit.«

Sie kletterten aus dem Wagen und Daddy schlug die Türen zu. Sie standen am Straßenrand, der Wind piff und zischte und schob trockene Erdkrumen schlängelnd über den Asphalt. Sie wussten nicht, was sie tun sollten. Sie wussten nicht, warum sie hier waren. Aber Daddy hatte ihnen im Wagen immer wieder gesagt, dass sie errettet werden müssten.

»Ich hab euch so lieb, euch alle. Wisst ihr eigentlich, wie lieb ich euch habe? Darum müsst ihr errettet werden.«

Daddy öffnete die Heckklappe und holte seinen alten Beutel hervor. Die Kinder mochten den alten Beutel nicht. Es war derselbe alte Beutel, in dem er den Labradorwelpen ertränkt hatte, der bei seiner Geburt so eigenartig ausgesehen hatte. Derselbe alte Beutel, in dem er die bluttriefenden Hasen, die er erlegt hatte, nach Hause trug. Der alte Beutel war mit allen möglichen furchtbaren Flecken übersät und roch immer streng.

»Nun kommt, Kinder, kommt herauf«, drängte Terence, und zusammen folgten sie ihm, noch immer wie benommen, den brüchigen Erdwall hinauf. Ein Stück Spreu wehte George ins Auge, und er hielt an und blinzelte und rieb es sich ungestüm. Daddy kam zurück, stellte seinen Beutel ab und sah es sich an.

»Spürst du, wo es ist? Sieh nach oben ... und jetzt zur Seite. Ich kann es nicht entdecken, George. Ich glaube, es ist fort.«

Zusammen schlugen sie sich durch das riesige raschelnde Meer des reifen Weizens, Emily und George

Hand in Hand, Lisa ein kleines Stück dahinter und Daddy vorneweg, nicht zu nah, nicht zu weit. Aufgewühlt sprach er zu ihnen und drehte sich immer wieder um.

»Was sagt ihr, Kinder?«, rief Terence. »Ist es nicht einer dieser Tage?«

Emily blickte auf. Der Himmel war weinrot – *weinrot!* – und die Wolken fegten in einem Höllentempo darüber hinweg. Sie waren so schnell, dass es sich anfühlte, als würde die ganze Welt um sie kreisen, als würde ganz Iowa sich auf einem riesigen polternden Plattenspieler drehen. Terence sang »*Alouette, gentille alouette*«, und dann piff er die Melodie und drehte sich mit einem Satz um. Er schwang den alten Beutel über seinem Kopf, immer und immer wieder. »Erinnert ihr euch an das Lied? Erinnerst du dich an das Lied, Emily? Du hast es so gerne gehabt, als du noch ein Baby warst. Ich musste es dir vorsingen, den ganzen Tag lang und die ganze Nacht. Tag und Nacht, bei Gott, so war es!«

Die Kinder trotteten und strauchelten. Es begann zu regnen, kleine Wassertropfen benetzten ihre Gesichter.

»Errette uns!«, rief Terence und schritt knietief durch das Weizenfeld. »Errette uns, o Gott, bitte errette uns!«

»Errette uns!«, rief George mit seiner niedlich piepsenden Stimme.

Staub und Spreu wirbelten um sie herum. »Errette uns!«, sang Terence. »Errette uns, errette uns, errette uns!«

»Errette uns!«, schrien die Kinder. »Errette uns!«

»Errette uns von *was?*«, fragte Terence fordernd. Er drehte sich um und blickte die Kinder mit großen Augen an, lief aber mit denselben langbeinigen

Schritten rückwärts weiter. »Errette uns von *was*, Kinder? Errette uns von *was*?«

»Errette uns vom Butzemann!«

»O nein!« Terence schüttelte den Kopf. »Nicht vom Butzemann!«

»Errette uns vom bösen Blut?«, rief Lisa dazwischen.

Terence machte drei große Schritte zurück, ohne den Blick von Emily abzuwenden. Dann riss er den alten Beutel in die Höhe und jauchzte schrill und laut, als würde er ein Wildschwein locken. »So ist es!«, rief er. »Errette uns vom bösen Blut! Errette uns von dem bösen, bösen Blut! Erlöse uns von dem Bösen und dem Fleisch und dem Teufel!«

»Erlöse uns von dem Bösen und dem Fleisch und dem Teufel!«, skandierte George. »Erlöse uns von dem Bösen und dem Fleisch und dem Teufel!«

Ungefähr nach einer halben Meile stießen sie auf eine tiefe Furche im Boden des Feldes. Sie sah aus, als wäre sie einmal eine Suhle oder ein Bachbett gewesen oder absichtlich als Brandschneise gegraben worden. Sie war von breitblättrigen Wollblumen übersät, die unaufhörlich im Wind schwankten und wie nervöse Hände zitterten.

Terence hielt an, legte die Stirn in Falten und kniff die Augen gegen den Wind und den Staub zusammen. Zuerst sah er hinunter in die Furche. Dann legte er seinen Kopf in den Nacken und stierte hinauf in den vorbeipreschenden Himmel. Die Wolken bewegten sich so schnell, dass er einen Augenblick lang die Orientierung und fast das Gleichgewicht verlor. Ja! Es war Wirbelsturmweather. Katastrophenweather. Ein Tornado, das konnte er spüren, war im Anmarsch. Ohne

jeden Zweifel war dies nicht der richtige Zeitpunkt, um durch Weizenfelder zu tänzeln.

»O Gott im Himmel, errette uns vom bösen, bösen Blut!«, rief er zum Himmel hinauf, und die Kinder skandierten: »Errette uns!«

»Errette uns, Herr!«, schnaubte er, und die Kinder riefen gehorsam: »Errette uns!«

Er schritt ein kurzes Stück hinunter und schwang den alten Beutel. Die Kinder blieben zusammengedrängt am Rande der Furche stehen, Hände haltend, alle drei, und warteten auf ihn. Terence war dürr und schlaksig, eine seiner Schultern ragte sichtbar empor und sein Brustkorb neigte sich schief zur Seite, als hätte seine Mutter ihn fallen gelassen, als er noch ein Baby war. Sein Kopf war groß und kantig wie der einer Axt. Das rötliche Haar war kurz geschoren, sodass es hinten stachelig abstand. Obwohl er die Klamotten eines Feldarbeiters trug – ausgewaschene Jeansjacke und ausgebeulte Jeanshose –, war seine Haut von einer kränklichen Blässe und seine Augen von pflaumenfarbenen Ringen umgeben, wie bei einem Buchhalter oder einem Puppenspieler. Wie jemand, der den ganzen Tag drinnen verbringt, zu viel raucht und kaum mit anderen Menschen spricht.

Er kehrte durch den kniehohen Weizen zurück. Er schniefte und hustete und wischte sich mit dem Handrücken über die Nase. »Wir müssen beten«, sagte er. Seine Stimme war nun viel tiefer, ernsthafter. »Das ist es, was wir nun tun müssen. Wir müssen beten.«

Lisa hob ihre linke Hand, um ihr Gesicht vor dem Wind zu schützen. »Daddy, der Regen wird immer schlimmer! Ich friere. Ich will wieder nach Hause gehen.«

»Ich will auch nach Hause«, sagte George.

Emily zitterte, sagte aber nichts. Argwöhnisch betrachtete sie ihren Vater. Die Gläser ihrer Brille machten ihre Augen groß. Sie hatte schon früher gesehen, dass er sich seltsam verhielt. Hatte ihn vom bösen Blut reden gehört, seit sie klein gewesen war, ganz zu schweigen von der Bibel und all den Dingen, die Frauen niemals tun sollten. Er sprach auch von anderen Dingen, die sie zwar nicht verstand, die ihr aber immer eine Heidenangst machten, auch wenn sie nicht wusste, warum. Der Grüne Reisende, was immer das heißen sollte.

Sie erinnerte sich, wie er ihre Momma anschrie: »Du wirst ein Klopfen hören, Iris, ganz bestimmt sogar! Aber öffne niemals die Tür für den Grünen Reisenden. Denke nicht einmal daran, die Tür zu öffnen, auch nicht in deinen kühnsten Träumen.«

Als sie noch ganz klein war, hatte sie ihn gefragt, ganz unbedarft, was der Grüne Reisende eigentlich war. Ganz jäh und schrecklich war ihm die Farbe aus dem Gesicht gewichen, und er hatte zu zittern begonnen, als hätte er einen epileptischen Anfall.

Danach hatte sie ihn nie wieder auf den Grünen Reisenden angesprochen. Sie wagte es nicht. Aber das bewahrte sie nicht davor, etliche Albträume von Türklopfen zu haben, die unerwartet in der Nacht geschlagen wurden, laut und stetig, und von etwas, das grün und unsäglich war und sich einen Weg ins Haus zu bahnen versuchte – ein verwesender Mann, der noch laufen konnte und der statt Haaren Moos auf seinen Handrücken trug und dessen Gesicht von einem Knäuel Unkraut bedeckt war.

Der Grüne Reisende!

Manchmal, in den frühen Morgenstunden, hatte Emily ihren Vater reglos im Garten stehen gesehen, hatte beobachtet, wie er nackt und blass wie Kalbfleisch zum Zaun starrte oder zur dunklen Gasse hinter ihrem Haus oder auch nur ins Nichts, während ihre Mutter im Schlaf raunte.

Sie hatte Mrs. Van Dyke drüben in der Apotheke sagen hören, dass ihr Vater zu zwei Prozent ein Mensch sei und zu 98 Prozent Valium.

Terence misshandelte seine Kinder nicht. Er schlug sie nie und schimpfte nur selten mit ihnen. Er brachte sie ins Bett, erzählte ihnen Geschichten und gab ihnen Gute-nachtküsse. Sie wussten, dass er sie liebte, und meistens hatten sie viel Spaß mit ihm. Aber da war immer dieses Gefühl, dass etwas nicht mit ihm stimmte. Allzu häufig war der Spaß, den sie zusammen hatten, wie getrieben. Die Witze waren zu überdreht, das Kitzeln zu stürmisch, und aus irgendeinem unerfindlichen Grund wusste Emily, dass *sie* es waren, mit denen etwas nicht stimmte.

An manchen Abenden, wenn Terence von der Arbeit nach Hause kam, war er wie zugeknöpft. Dann lief er grübelnd auf und ab, schlug sich die Hände vor das Gesicht und verfluchte Gott und auch sich selbst, immer und immer wieder. »Warum habe ich es getan? Warum habe ich es getan? Warum nur, wenn ich es doch wusste?«

Als sie acht Jahre alt war, hatte Emily eine Ahnung, was er damit meinte.

Was er meinte, war: »Warum nur habe ich Kinder bekommen?«

Doch warum er sich diese Frage immer wieder stellte und was er wusste, das auch nur den kleinsten Unterschied gemacht hätte, fand sie nie heraus.

Der Regen benetzte ihre Brille. Lisa drückte ihre Hand. Lisas Finger waren kalt und klebrig, doch das machte Emily nichts aus. Sie hielt ihre Augen auf ihren Vater gerichtet und wandte den Blick nicht ab.

Terence legte den alten Beutel ab und näherte sich den Kindern mit einem warmen, wirren Ausdruck auf dem Gesicht. »Emily?«, sagte er. »Wir müssen nun beten.«

»Daddy, ich will nach Hause«, sagte Lisa. »Es regnet und es ist schrecklich hier und ich hasse es, nass zu werden.«

George stampfte mit dem Fuß auf und posaunte: »Doktor Foster! Ging nach Gloucester! In einem Regenschauer!«

Terence nahm Emily in den Arm und drückte sie fest an sich. »Mein kleiner Schatz«, sagte er. »Mein liebes Mädchen. Vergiss niemals, wie lieb ich euch hatte.«

Er hatte nicht getrunken. Er roch nur nach anti-septischer Seife, nach Zigaretten und nach diesem sonderbar süßlichen Duft, der ihm immer in den Kleidern zu hängen schien, besonders wenn er von der Arbeit nach Hause kam. Er arbeitete in der »Fütterung«. Das war alles, was er ihr je erzählte.

»Ich liebe dich auch, Daddy«, sagte Emily vorsichtig.

Terence drückte sie noch einmal ganz fest, und dann nahm er Lisa in den Arm und drückte auch sie. »Lisa, mein Augapfel, wenn du nur wüsstest, dass du etwas ganz Besonderes für mich bist. Wenn du das nur wüsstest.«

Lisa sagte nichts, blickte aber zu Emily mit einem Gesichtsausdruck hinüber, der zum Teil besitzergreifend war – *Das ist mein Daddy!* –, zum Teil aber

auch fragend – *Warum hat er uns hierhergebracht? Wieso benimmt er sich so extraliebevoll?*

Zum Schluss hockte sich Terence vor George nieder, zauste ihm das Haar und zog ihn an sich. »Hey, George, du weißt, was es einem Mann bedeutet, einen eigenen Sohn zu haben, stimmt's?«

George nickte. »Ich weiß«, sagte er und fügte an: »Können wir jetzt nach Hause gehen?«

Terence strich George in einer Geste unendlicher Zärtlichkeit noch einmal durch das Haar, und George, leicht empört, glättete es wieder. Terence lächelte. Dann richtete er sich auf. Der Regen prasselte lautstark auf den Weizen ein, der Wind wurde immer kräftiger. Dies war ganz sicher kein Zeitpunkt, um durch Weizenfelder zu tänzeln. Dies war überhaupt kein Zeitpunkt zum Tanzen.

»Wir müssen beten«, sagte Terence. »Kommt schon, Kinder. Es ist an der Zeit, das Richtige zu tun. Kommt, knien wir uns nieder und danken dem Herrn und bitten ihn, uns vor dem bösen Blut zu bewahren.«

»Er trat in eine Pisse, versank bis zur Mitte und ging nie mehr dorthin!«, grölte George.

»George, es heißt *Pfütze*, nicht *Pisse*«, tadelte Emily.

»Heißt es doch!«, rief George.

»Wir müssen beten, Kinder«, sagte Terence in immer dringlicherem Tonfall. »Versteht ihr mich? Auf die Knie! Geht vor eurem Herrn auf die Knie und betet.«

Die Kinder starrten ihn an. Es regnete immer stärker, und er verlangte von ihnen, sich in diesem Weizenfeld hinzuknien und zu beten?

»Betet!«, schrie er. »Um Himmels willen, betet!«

Lisa kniete sich als Erste hin. Dann George. Dann Emily. Der Regen fiel so heftig, dass Emily kaum noch

etwas sehen konnte. Sie musste ihre Brille abnehmen und die Gläser am Saum ihres dünnen Kleidchens abwischen. Der Boden war steinern und knubbelig und tat ihr an den Knien weh, aber je eher sie taten, was er von ihnen verlangte, so hoffte sie, desto schneller würde es vorübergehen. Sie würden wieder in den Wagen steigen dürfen und zum Abendessen nach Hause fahren. Momma machte einen Backschinken. Den machte sie jeden Samstagnachmittag. Emily bekam immer die erste Scheibe, die vom Honig ganz dunkel war und stehend nach Nelken roch. Dazu gab es immer Mais oder Butternusskürbis.

»Schließt eure Augen«, sagte Terence, und die Kinder schlossen ihre Augen.

Emily hörte, wie der Regen durch das Weizenfeld peitschte. Sie hörte den Wind brausen und die Füße ihres Vaters durch die Stängel treten. Sie sprach, so laut sie nur konnte: »Vater unser im Himmel, geheiligt werde dein Name ...«

Lisa stimmte ein, genau wie George. George kannte das Vaterunser nicht sehr gut und ließ immer wieder Worte aus.

»O Herr, errette uns von dem bösen Blut«, sagte Terence, und die Kinder sagten: »Errette uns!«

Emily hörte, wie ihr Vater um sie herumlief. Sie öffnete die Augen und drehte den Kopf, um zu sehen, wo er war, doch er rief ihr zu: »Schließe die Augen, mein kleines Mädchen! Schließe die Augen ganz fest! Und bete! Oder du wirst nicht errettet werden!«

Sie gehorchte und schloss ihre Augen. Aber dann hörte sie das schaurigste Geräusch, das sie in ihrem ganzen Leben gehört hatte. Es war ihr Vater, der sang,

aber nicht mit seiner normalen Stimme, sondern mit einer sonderbar trällernden Fistelstimme, als würde er versuchen, wie eine Frau zu klingen. Ein kalter Schauer packte sie. Ihr Kleid war klitschnass und sie musste dringend auf die Toilette, aber sie wagte es nicht, ihre Augen zu öffnen, nicht bis ihr Vater es erlaubte.

»Führe du, mildes Licht ... im Dunkel, das mich umgibt«, sang er. »Führe du mich hinan!«

Sie hörte, wie er sie umkreiste und umkreiste.

Aber sie sah nicht, wie er den alten Beutel öffnete, vorsichtig hineingriff und seine größte Sichel hervorholte, die Sichel, die er immer benutzte, um die Brombeersträucher zurechtzustutzen. Sie sah nicht, wie er mit dem Daumen über die Klinge fuhr, sich bis auf den Knochen ins Fleisch schnitt, so scharf war die Klinge, und sich nachdenklich das Blut ableckte, das aus der Wunde quoll.

»Die Nacht ist finster«, sang er, »und ich bin fern der Heimat. Führe du mich hinan!«

Das Blut aus seinem aufgeschlitzten Daumen rann in zwei Linien an seinem linken Handgelenk bis zu seinem Ärmel hinunter. Er trat an die Kinder heran, die geschärfte Sichel in der Hand. Seine Miene war ruhig und barmherzig. *Errette uns* war alles, was er denken konnte. *Errette uns von dem bösen, bösen Blut.* Der Wind wehte nun so stark, dass sich silberfarbene Weizenschlangen über das Feld zogen und die Spreu ihm gegen die Wangen schlug. Der freiliegende Nacken von George war schmal und weiß und wurde nur von einem dünnen Flaum und einem winzigen Muttermal bedeckt. Wenn George alt genug geworden wäre, um eitel und befangen zu sein, dann hätte er sich bestimmt

einer Operation unterzogen, um seine abstehenden Ohren zu richten. Aber so war es besser – besser für George als für die anderen, denn George würde weder Eitelkeit noch Beschämung kennen, sondern für immer rein bleiben.

Selig sind, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.

Terence stand ganz dicht hinter George, einen Schritt zu seiner Rechten. George flüsterte: »Vater, Vater im Himmel, heilig werde dein Name, dein Reich komme und geschehe ...«

Terence hob die Sichel, bis sie silbern vorm Himmel stand. Dann schlug er zu und trennte Georges Kopf mit einem einzigen Hieb ab. Der Kopf rollte in das Dickicht der Wollblumen, sodass sie zu zittern aufhörten und sich plötzlich krampfhaft verbogen. Aus Georges Hals sprudelte ein gerader Strahl aus hellrotem Blut, und dann fiel sein Körper nach vorn, hinunter in den Dreck.

Gleich nachdem er einen schnellen, ruckartigen Schritt nach links gemacht hatte, schlug Terence nach Lisas Hals. Er hackte durch den Zopf, die Haut, das Fleisch und das Rückgrat. Aber nicht ganz hindurch. Lisa schrie auf – *Au!* –, als wäre das, was er getan hatte, nicht schlimmer als eine Backpfeife gewesen. Aber dann verschob Terence seinen Griff und schlug noch einmal zu, dieses Mal aufwärts, in die Kehle. Ihr Kopf purzelte von ihrer Schulter und fiel hinter ihrem Rücken auf den Boden. Ihr Gesicht blickte überrascht zu ihm auf, ihre blauen Augen weit geöffnet, ihre Zahnsperre funkelnd. Blut schoss in einem jähen Bogen aus ihrem abgetrennten Hals und besudelte Terence' Gesicht und Hände.

Emily hörte das Hacken und das Rascheln und den Tumult und wagte es, die Augen zu öffnen. Sie drehte sich um und sah ihren Vater, das Gesicht blutverschmiert, den Arm gehoben. Sie sah nicht einmal die Sichel, aber sie sah, dass Lisa auf den Boden gefallen war. Sie sah das Blut auf Lisas rosa kariierter Bluse. Sie sah, dass auch George ausgestreckt dalag.

»Daddy?«, sagte sie in einem erstickten, piepsigen Tonfall.

Daddy lächelte sie an. Es war ein bedächtiges, freundliches Lächeln.

Und dann begriff sie, dass er sie töten wollte.

Sie spürte, wie die nackte Angst sie packte. Sie stand auf, langsam und wackelig, und schlich sich Zentimeter um Zentimeter davon. Der Regen peitschte auf ihre Wange und tropfte von ihren Wimpern und hing an ihrem Kinn. Terence, den Arm noch immer erhoben, kam auf sie zu. »Emily? Emily?«, säuselte er sanft wie ein Wiegenlied. »Hör mir zu, mein liebes Mädchen. Ich liebe dich! Du musst errettet werden! Du kannst George und Lisa nicht allein gehen lassen! Du musst *errettet* werden, mein wunderschönes Mädchen!«

Er senkte den Arm, schnell, und sie spürte etwas, das ihre Schulter streifte. Es fühlte sich an wie ein Wespenstich, doch erst als sie ihre Hand auf die Stelle legte und eine klebrige Wärme spürte, verstand sie, was ihr Vater getan hatte.

Wieder hob er seinen Arm, und diesmal blickte sie auf und sah die Sichel.

Sie wollte zu ihm sprechen, ihm sagen, dass er aufhören solle. Sie war doch seine Emily! Sie war Daddys erstes und liebstes Mädchen! Aber sie fand die Worte

nicht, um es ihm zu erklären. Ihre Brust und ihre Kehle waren wie zugeschnürt und in ihrem Kopf herrschte Panik.

Anstatt zu versuchen, mit ihm zu sprechen, wirbelte sie herum und rannte los.

Sie hatte keine Ahnung, wohin sie rannte. Sie wusste nur, dass sie, wenn sie am Leben bleiben wollte, rennen musste, immer weiter, bis ihr Vater ihr nicht mehr folgen konnte.

»Emily!«, brüllte er. »Emily, komm zurück!«

Sie stürzte sich in den Weizen. Die Stängel kratzten an ihren Knöcheln, der Regen schlug ihr ins Gesicht. Sie hörte, wie Tiere davonhuschten, Mäuse, Ratten, Weizenmonster, und in alle Richtungen verschwanden. Eigentlich fürchtete sie sich vor ihnen, aber heute nicht. Heute musste sie rennen, immer und immer weiter, und sie durfte erst anhalten, wenn sie zu Hause war.

Sie stolperte über eine Furche nach der anderen. Ihr Gesicht war zerkratzt, Kieselsteine steckten in ihren Sandalen. Sie wusste, ihr Vater war dicht hinter ihr. Sie konnte seine schweren, schrecklich schmatzenden Schritte hören. Sie klangen wie etwas, das einen in einem Altraum verfolgt. Wie der Grüne Reisende, der vor der Tür steht und klopft und klopft und klopft. Sie konnte hören, wie er nach Luft rang und schmeichelnd nach ihr rief. »Du kannst doch deine Geschwister nicht allein lassen, Emily! Sie brauchen dich!«

Emily war so voller Angst, dass sie kaum noch wusste, wie man rannte. Fast war sie versucht, anzuhalten und auf die Knie zu gehen, damit Daddy tun konnte, was immer Daddy tun wollte. Aber sie hatte

so viel Blut gesehen und Lisas gekrümmte, blutverschmierte Finger, und sie war sich sicher, dass sie tot war. George wahrscheinlich auch. Sie war sich absolut sicher, dass sie sterben würde, wenn ihr Vater sie einholte, und das war der Grund, warum sie immer weiterrannte.

Hinter ihren vom Regen verwischten Brillengläsern waren ihre Augen weit wie die eines Karnickels.

Terence war nicht gerade gut in Form, aber er war noch nie ein Mann gewesen, der leicht aufgab, ganz egal worum es ging. Terence mochte keinen Schmerz, doch Schmerz war die einzige Möglichkeit, das zu bekommen, was man haben wollte. So hatte sein Vater es ihm erzählt. Sein Vater hatte ihm mit einem Lineal auf die Fingerknöchel geschlagen und dabei mit verschmitzter Freude gesagt: »Nix ist was wert, außer du hast gelitten, um es zu kriegen.«

Und Terence' Vater kannte sich mit Leiden aus. Terence' Vater war nämlich mit Terence' Mutter verheiratet gewesen.

Und Terence' Mutter, in jener Nacht im Jahre 1962 ...

Terence konnte es sich nicht erlauben, darüber nachzudenken. Nicht jetzt. Es lähmte ihn, wenn er daran dachte. Es packte sein zentrales Nervensystem wie ein eiskalter Schraubstock. Und er musste Emily einholen. Unbedingt! Er musste Buße tun, weil er seine Kinder hinters Licht geführt hatte. Er musste Buße tun für seine verkommene Eigensinnigkeit. Er musste ihre Fesseln lösen und sie in die Freiheit führen. Nichts wollte er so sehr wie ihre Freiheit. Der Gedanke, sie zu befreien, loderte in seinem Kopf so heiß wie brennendes Magnesium und so rein wie Feuer.

Darum verfolgte er Emily mit solcher Verbissenheit. Sie war jung und sie hatte Angst. Bald schon würde sie müde werden und ins Straucheln geraten. Dann würde er sie wiederhaben. Dann würde er sie erretten können, so wie er schon Lisa und George errettet hatte.

Jetzt schnaufte er. Der Herr sei gepriesen! Der Herr! Im Himmel! Sei gepriesen!

Emily näherte sich dem Highway, nicht weit von der Böschung, an der sie ihren Wagen geparkt hatten. Der Nachmittag war schon so finster, dass es schwer zu erkennen war, wo die Weizenfelder endeten und der Himmel begann. Der Regen traf in solch einem spitzen Winkel auf den Teer, dass das Wasser wie eine endlose Prozession dahintreibender Geister in die Höhe spritzte. 30 oder 40 Meilen weiter westwärts knisterte ein Blitz am Himmel und ein dicker schwarzer Vorhang aus Sand erhob sich. Hunderte Tonnen Ackerboden stiegen in die Luft und verdeckten die Sonne.

Emily warf nur einen einzigen Blick nach hinten, um zu sehen, wie weit ihr Vater zu ihr aufgeschlossen hatte. Terence hob beide Arme und rief: »Emily! Emily! Du weißt ja nicht, was du tust, mein Augapfel! Du hast ja keine Ahnung, was dir bevorsteht!«

Terence blieb mit dem Fuß an einem Grasbüschel hängen und stolperte. Er fiel auf ein Knie. Als er wieder aufstand, sah er in mittlerer Entfernung ein blinzeln- des Licht – das grelle Funkeln eines Autoscheinwerfers. Emily musste es auch gesehen haben, denn plötzlich winkte sie wie wild mit ihren dünnen Ärmchen, und sogar durch den tosenden Regen konnte Terence sie mit schriller Stimme rufen hören.

Terence rannte so schnell er konnte, die Fäuste geballt, das Gesicht grimmig. Seine Beine brannten schon. Er hörte, wie sein Herz pochte, als würde jemand einen toten Hund wutentbrannt und ohne jeden Grund mit einem Stock schlagen.

Gott, wenn er sie nicht erwischte, würde sie nicht errettet werden!

Das Auto kam immer näher. Seine Scheinwerfer ließen den Regen funkeln. Ein El Camino Pick-up, braun wie ein Pferdesattel, brauste über die Wellen der unebenen Straße. Jetzt kreischte Emily und winkte unbändig mit den Armen, als wäre der Teufel hinter ihr her. Als würde der Tod selbst ihr im Nacken sitzen.

Terence johlte und schrie und wirbelte die Sichel, damit sie genauso johlte und schrie, wie er es tat.

»Warte doch, Emily! Warte, mein liebes Mädchen!«

Doch Emily war schon die matschige Böschung hinuntergekrabbelt und hatte den Highway erreicht, und die Leute in dem Pick-up mussten sie gesehen haben, denn der Wagen schlenkerte einmal und hielt an. Seine Scheibenwischer flatterten wild von einer Seite zur anderen und wieder zurück. Die Fahrertür sprang auf.

Terence hüpfte über die letzten Furchen, rutschte die Böschung hinab und stand auf der Straße, die blutverschmierte Sichel in der Hand. Er schnappte schwitzend nach Luft und starrte.

Der Fahrer stieg aus und Emily knallte fast gegen seine Tür. Er streckte seine linke Hand aus und zog sie zu sich, ganz nahe, beschützend.

Er war ein großer, schlanker, weißhaariger Mann mit Brille. Er trug einen grauen Leinenmantel, so

wie Uhrmacher oder Feinpolierer ihn trugen. Seine weite graue Hose flatterte im Wind. Sein Haar wehte wild. Er legte seinen Arm um Emilys Schultern, und als Terence näher an ihn herantrat, konnte Terence erkennen, dass er einen Ausdruck fester Entschlossenheit auf dem Gesicht trug, genau wie Dr. McKeeby, der Zahnarzt, der für Grant Woods Gemälde *American Gothic* Modell gestanden hatte. Iowa durch und durch, ein »guter, verlässlicher Mensch«. Terence kam noch ein Stück näher und sah die Frau des Mannes auf dem Beifahrersitz, dürr und weißhaarig und wartend, so wie alle Frauen dieses Schlages warteten, bis ihr Mannsvolk entschieden hatte, was zu tun war.

»Keinen Schritt mehr!«, rief der alte Mann. »Hören Sie mich, Mister? Bleiben Sie stehen!«

Terence blickte sich mit gespielter Verwirrung um, nach links und rechts und sogar hinter sich. Er kniff die Augen gegen den Regen zusammen. Dabei hielt er die Sichel beharrlich in die Höhe, ganz fest, starr wie ein Felsen, als würde eine Zauberhand die Sichel in den Himmel recken und er sich nur an ihr festhalten.

»Ich weiß nicht, wer Sie sind, Mister, oder was Sie im Schilde führen«, sagte der alte Mann. »Aber Sie bleiben jetzt besser, wo Sie sind.«

»Das ist meine Tochter«, rief Terence und machte einen vorsichtigen Schritt nach dem anderen. »Das ist mein kleines Mädchen.«

Er breitete seine Arme aus, um seine unschuldigen Absichten und fehlende Arglist unter Beweis zu stellen.

»Ich kenne das Wer und Warum und Weshalb nicht, Mister«, entgegnete der alte Mann. »Soll sich der Sheriff darum kümmern.«

»Nehmen Sie die Hände von meiner Tochter«, warnte Terence.

»Auf keinen Fall. Diese kleine Lady kommt mit uns.«

Terence schüttelte den Kopf, langsam und in einem großen Bogen. »O nein«, sagte er so leise, dass der Alte ihn zuerst nicht hören konnte. »O nein. Diese kleine Lady muss errettet werden.«

»Zurück mit Ihnen!«, blaffte der alte Mann und schob Emily hastig auf den Vordersitz des Pick-ups. »Ich warne Sie, Mister, kommen Sie ja nicht näher!«

Doch Terence kam immer näher, Schritt für Schritt, bis er nur noch einen Meter vor ihm stand. Regentropfen rieselten an den Seiten seines Kopfes hinunter und hingen wie Diamantohrringe an seinen Ohrläppchen. Er starrte den alten Mann an, als hätte er noch nie einen Menschen wie ihn gesehen. Der Alte griff zitternd nach der oberen Kante der Fahrertür, erwiderte aber seinen Blick mit der Starrheit eines wahrlich Verängstigten.

Terence klopfte mit der Klinge seiner Sichel gegen die Tür – *klopf, klopf, klopf, klopf* – und sagte laut und deutlich: »Diese kleine Lady ist *meine* kleine Lady, Mister, und wenn Sie versuchen, sie mir wegzunehmen, dann machen Sie sich der Entführung schuldig. Und was noch schlimmer ist: Sie schicken ihre kleine Seele direkt in die Hölle, für alle Zeit ins Fegefeuer. Wollen Sie das wirklich auf Ihrem Gewissen haben?«

»Abner«, rief die Frau des Mannes nervös aus dem Inneren des Fahrzeugs. »Abner, wir wollen niemanden vergrämen. Die ganze Sache geht uns doch gar nichts an.«

Terence hob die Sichel und hielt sie dem alten Mann vor das Gesicht. »So ist es, Abner«, sagte er mit

stierendem Blick. »Wir wollen niemanden vergrämen, stimmt's?«

Langsam hob er die Spitze der Sichel und schnipste damit einen Regentropfen von der Nasenspitze des alten Mannes. »Wie sieht's aus, Abner? Würde Ihnen eine kostenlose Schönheitsoperation gefallen? Ich könnte Ihnen diesen hässlichen Riechkolben aus dem Gesicht schneiden, noch bevor Sie Joschafat gesagt haben.«

Der Wind toste laut und der Pick-up schwankte auf seiner verschlissenen Federung. Der alte Mann sagte: »Ich mag es nicht, wenn Sie mir drohen, Mister. Ich sage nicht, dass Sie mir keine Angst einjagen, denn das wäre eine Lüge. Aber Tochter oder nicht, ich sehe keine Möglichkeit, Ihnen dieses Mädchen zu überlassen. Das verstehen Sie doch, oder? Sollte ihr etwas zustoßen, würde sie mir für den Rest meiner Tage auf dem Gewissen liegen.«

Terence senkte die Sichel. »Auf Ihrem Gewissen?«, fragte er. »Das ist dann wohl, was die Leute ein Dilemma nennen, stimmt's? Ein hundertprozentiges, hart geschmiedetes Dilemma.«

Der nächste Augenblick war sonderbar unvollständig, denn keiner von ihnen sprach, doch der Regen prasselte weiter auf die Seiten des Pick-ups ein und der Wind pfiff unaufhörlich. Die ganze Welt wurde in Stücke gerissen, von Hawkeye Downs nach Indian Creek. Drüben im Nordwesten, über Marion, zuckten die Blitze hinter den Wolken, und ein strenger Ozongeruch lag in der Luft, wie von frisch geöffneten Gräbern.

Terence wollte gerade etwas sagen, als ihn ein lautes, schrilles Quieken unterbrach. Mit großen Augen blickte

er über die Schulter des Mannes hinweg zum Heck des Pick-ups.

»Was zur Hölle war denn das?«, wollte er wissen.

»Nichts. Überhaupt nichts.«

»Dieses Nichts schreit aber wie der Teufel selbst.«

Der alte Mann zuckte die Schultern. »Schweine. Nur ein paar Berkshire-Ferkel, die ich zu meinem Cousin nach Bertram bringe. Glauben Sie mir, Mister. Ich will keinen Ärger ... Bitte.«

Terence starrte ihn an. Er rührte sich nicht und blinzelte nicht einmal, obwohl der Regen an seinem Gesicht heruntertropfte. Dann lief er mit erhobener Sichel in einem Bogen um den Pick-up herum und blickte auf die Ladefläche. Zwei kräftige Ferkel waren eng an die hintere Klappe angebunden und kauerten auf einem Bett aus nassem Stroh. Eines war schwarz gefleckt, als hätte jemand einen Tintenfüller über ihm ausgeleert. Das andere war rosafarben wie Dosenfleisch. Sie schnaubten und grunzten, als sie Terence näher kommen sahen, und eines von ihnen begann zu quieken und wie von Sinnen gegen die Innenseite des Pick-ups zu treten.

Terence trat ganz dicht an den Truck heran und lehnte sich mit den Ellbogen dagegen. Er hielt die Sichel so, dass die Ferkel sie deutlich sehen konnten. Die beiden Schweine standen kurz davor, völlig hysterisch zu werden. Sie quiekten und heulten und zerrten an ihren Fesseln.

»Ich mache ihnen Angst, stimmt's?«, sagte Terence. Er sah ihnen eine Weile zu. Dann kehrte er an die Seite des alten Mannes zurück und wischte sich den Regen mit der Hand, in der er die Sichel hielt, von der Stirn.

»Schweine!«, rief der Mann gegen den Wind. »Sie wissen die Menschen einzuschätzen! Sie sind unsere sterblichen Gefährten. Sie wissen ganz genau Bescheid.«

»Ja, das habe ich schon einmal gehört«, sagte Terence. »Ich habe auch gehört, dass man einem Schwein ins Auge blicken kann, um zu sehen, wann man sterben wird.«

»Bitte, Mister ...«, rief die Frau des alten Mannes aus dem Pick-up. »Ihr kleines Mädchen zittert so stark, dass es sie fast auseinanderreißt. Bitte lassen Sie uns gehen. Wir werden keiner Menschenseele erzählen, was hier vorgefallen ist. Das versprechen wir.«

Terence schenkte ihr keine Beachtung. »Schauen Sie dem Schwein ins Auge, Abner«, sagte er zu dem alten Mann.

»Was?«

»Sehen Sie ihm ins Auge. Sehen Sie nach, wann Sie sterben werden.«

Abner zögerte. Der Wind wurde jetzt noch stärker, und ein schallender Donnerschlag gleich über ihren Köpfen betäubte ihre Ohren und ließ die Straße erzittern. Die Ferkel stießen ein angsterfülltes Schreien aus. Der Regen zögerte einen Moment, doch dann schüttete es wieder wie aus Kübeln, noch sintflutartiger als zuvor, und noch mehr Geister erhoben sich vom Asphalt.

»Mister, ich bin nass bis auf die Knochen und ich habe Arthrose.«

»Machen Sie schon, Abner«, sagte Terence und stupste den alten Mann mit der Spitze seiner Sichel in die Brust. »Schauen Sie ihm ins Auge, wenn Sie sich trauen! Wer braucht schon eine Kristallkugel oder

einen Kaffeesatz? Wer braucht schon eine Stecknadel, um in die Zukunft zu blicken?»

Der alte Mann drehte behutsam den Kopf zum Heck des Trucks. Die Ferkel kreischten und traten nicht mehr, zerrten aber immer noch panisch an ihren Fesseln. Sie rochen streng nach Urin und Angst.

Mit gepresster Stimme sagte der alte Mann: »Meine Dorothy sagt die Wahrheit, Mister. Wir werden über die ganze Sache keine einzige Silbe verlieren, darauf gebe ich Ihnen mein Wort.«

»Das Auge, Abner«, wiederholte Terence.

Der alte Mann blickte zu dem Ferkel, das ihm am nächsten war. Es hörte auf zu kämpfen und rührte sich fast gar nicht mehr, obwohl sein Bruder immer wieder gegen es stieß. Es hob den Kopf zu dem Alten und starrte ihn an. Mitfühlend? Trauernd? Bestürzt? Immerhin waren sie, so wie es der alte Mann gesagt hatte, sterbliche Gefährten.

Die Wimpern des Ferkels waren weiß und stachelig, aber seine Augen waren von einem flüssigen Schwarz. In ihren Krümmungen spiegelte sich jedes einzelne Detail: die Seite des Trucks, der Regen, der dahinrasende Himmel, die dünne, schmalschultrige Gestalt des alten Mannes, der in seinem Spiegelbild nach einem magischen Zeichen suchte, dass man mit ihm Erbarmen haben würde.

In dem Auge spiegelte sich die glänzende Klinge von Terence' Sichel, die sich wie ein Neumond im Zeitraffer erhob.

Der alte Mann blickte zurück, nur einen Moment bevor Terence auf ihn einschlug, und riss seinen Arm in einer Abwehrhaltung in die Höhe. Die Sichel trennte

alle vier Finger von seiner linken Hand. Über seine Fingerknöchel ergoss sich das Blut. Die Klinge zischte über die linke Seite seines Gesichts und schnitt durch den oberen Teil seines Ohres, quer über die Wange und über ein großes Stück seiner Lippe.

Der alte Mann schrie auf und sackte schwer gegen die Seite des Pick-ups. Die Ferkel quiekten wieder und zerrten und traten. Blut spritzte über das hintere Fenster des Trucks und auf den Fahrersitz. Auch Emily schrie.

Terence war außer sich vor Zorn. Dieser heilige Tag verkam zu einem schlechten Scherz. Dieser Tag der Errettung wurde von Wichtigtuern und Gotteslästerern verdorben, von dummen Schweinefarmern und ihren Frauen.

Über ihm donnerte es noch einmal so kräftig, dass der Wagen erzitterte, während er sich über den alten Mann beugte und mit der Sichel auf ihn einschlug, immer und immer wieder.

Der alte Mann schrie und versuchte aufzustehen. Doch seine bluttriefende Hand rutschte an der nassen Tür des Pick-ups ab und hinterließ nur regenverschmierte Hieroglyphen.

Im Inneren des Pick-ups blökte nun auch die Frau. Das mit Wasser gesprenkelte Seitenfenster verzerrte ihre Miene. Sie zwängte sich über den Fahrersitz und öffnete die Tür, doch Terence stieß sie gewaltsam zu. Er musste ihre Finger erwischt haben, denn sie kreischte plötzlich wie ein Tier in der Falle.

Terence schlug mit düsterer Miene auf den alten Mann ein. Seine Hiebe trafen den Mann in einem Ährenmuster, zuerst nach links, dann nach rechts. Der

alte Mann stieß ein leises, bebendes Geheul aus, während die Sichel sich in seinen Schädel schnitt, in sein Gesicht, in seine erhobenen Arme.

Überall spritzte das Blut. Terence hatte noch nie so viel Blut gesehen, außer vielleicht im Schlachthaus. Es fühlte sich an, als würde er sich darin duschen.

Die Sichel machte kurze, schmatzende Geräusche, als würde jemand in einen Apfel beißen. Sie hackte die rechte Hand des alten Mannes ab, dann seinen linken Unterarm. Sie trennte ein großes Stück seiner Kopfhaut ab, sodass sein Haar in blutgetränkten Büscheln über seine Augen fiel. Überall flogen Fleischfetzen um ihn herum.

In dem verzweifelten Versuch, sich zu schützen, kauerte der alte Mann sich nieder und drückte sein Gesicht auf den triefenden Asphalt. Nun schlug Terence mit grausamer Entschlossenheit auf seinen Rücken und seine Schultern ein. Der Leinenmantel war schon ganz schwarz von dem vielen Blut.

Die Ferkel hinten im Pick-up hörten nicht auf, ihr markerschütterndes Kreischen auszustoßen und in Todesangst gegen die Wände des Wagens zu treten.

Terence hob seinen Sichelarm, um dem alten Mann den Gnadenstoß zu verpassen. Er schmeckte Blut und Regenwasser. Er wollte diesem Bauerntrommel den Kopf von den Schultern schlagen, auch wenn es bedeutete, dass dieser törichte Störenfried genauso errettet werden würde, wie Lisa und George errettet worden waren.

Doch gerade als er seinen Arm senken wollte, spürte er, wie zwei knochige Klauen sein Handgelenk packten. Er wirbelte herum, rasend vor Zorn, frustriert und das Gesicht mit Blut gesprenkelt. Dorothy, die Frau des

alten Mannes, war aus dem Pick-up gestiegen und an ihn herangeschlichen und klammerte sich nun verbissen an seinen Arm.

»Aufhören!«, rief sie. »Hören Sie auf! Hören Sie auf! Sie bringen ihn noch um! Er ist mein Ehemann! Was hat er Ihnen denn getan?«

Terence riss seinen Arm los und stierte die Frau an. Er war wirklich erstaunt, dass sie sich einmischte. Sie war doch nur eine weißhaarige, knochendürre Wachtel. Man hätte gemeint, dass der Wind und der Regen genügen würden, um sie fortzufegen. Sie trug ein rot kariertes Hemd, Jeans und rote Plastikringe in den Ohren. Sie war die Frau eines Bauerntrampels: die betagte Gattin eines noch viel betagteren Hinterwäldlers.

»Sie bringen ihn um!«, sagte sie mit dicken Tränen in den Augen. »Er ist mein Ehemann und der Vater meiner Kinder, und Sie bringen ihn um!«

Terence blickte hinunter. Neben ihm, auf dem gleißend nassen Asphalt, krümmte sich der alte Mann und drückte sich seine Armstümpfe gegen die Brust. Er stöhnte wie eine ingerostete Tür – *Arrggghhhh! Arrrrggghhh!* – und zitterte wie Espenlaub. Blut tropfte aus seinem Mund und quoll in einem breiten Strom unter ihm hervor, wo es sich mit dem Regenwasser mischte.

»Noch habe ich ihn nicht umgebracht«, entgegnete Terence in einem ruhigen, fernen Tonfall. »Nicht dass ich es nicht versucht hätte, das können Sie mir ruhig glauben. Ich habe alles von ihm abgehackt, das mir in die Quere gekommen ist. Außer seinen Schädel natürlich, aber um den wollte ich mich gerade kümmern.«



GRAHAM MASTERTON ist einer der erfolgreichsten Autoren moderner Spannungsromane. Er schreibt Thriller, Horrorromane und erotische Ratgeber. 1975 erschien mit *Der Manitou* sein erster unheimlicher Roman, der sofort zum Bestseller wurde und mit Tony Curtis und Susan Strasberg in den Hauptrollen verfilmt wurde. Inzwischen sind etwa 60 Horrorromane erschienen, deren verkaufte Auflage bei über 20 Millionen liegt. Seine Website: www.grahammasterton.co.uk. »Leute zu erschrecken hat mir schon als kleiner Junge Spaß gemacht«, erklärt er vergnügt. »Als ich elf war, schrieb ich eine Story über einen Mann ohne Kopf, der aber immer noch singen konnte und der ständig *Tiptoe through the tulips* (Auf Zehenspitzen durch die Tulpen) trällerte. Vor Kurzem traf ich einen Schulfreund, der sich immer noch sehr gut an diese Geschichte erinnert. Er gestand mir, dass ihm heute noch, sobald er einen Topf mit Tulpen sieht, ein Schauer über den Rücken läuft.«

Infos, eBooks & Leseproben:
www.Festa-Verlag.de